

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 153.

Dienstag, 5. Juli

1927.

(6. Fortsetzung.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

Roman von Lisbeth Dill.

(Nachdruck verboten.)

"Wie dich das Kleid verändert! Nun bist du eine ganz große Dame. Nur fehlt noch das Diadem, ein Kollier oder eine Perlenschnur... Hast du denn gar nichts an Schmuck mehr da?"

"Doch, dort in dem Safe an der Wand hinter den Potterschen Kühen. Ich hab' den Schlüssel dazu." Sie suchte den kleinen flachen Schlüssel, nahm das Bild herunter, schloß auf und brachte ein Etui... Sie wählte unter dem bescheidenen Schmuck eine Brosche, Perlenschnur und ein paar schön Japanperlboutons.

"Na, das ist wenigstens etwas. Sicher von Tante Amalie. Ich kenne sie an der Farbe... grau-rosa, viel zu schön für den alten Drachen. Wie dich das kleidet und die Perlen deinen Teint heben... Was sind denn das für Mappen in dem Schrank?"

"Da ist unser ganzes Vermögen drin."

"Euer Vermögen? Ich denke, ihr habt keins mehr?"

"Es sind nur ein paar Bündel Aktien, die mein Mann dort aufbewahrt und die keinen großen Wert mehr darstellen... Sie sollen später vielleicht aufgewertet werden — und ein paar holländische Kolonialpapiere von Tante Amalie, die sich jetzt nicht verkaufen lassen..."

"Und die lägt er in dem Schrank dort liegen? Kind!! die tut man doch auf eine Bank...!"

"Er will das aber nicht."

"Gott, seid ihr unpraktisch! Leute! Spart und darbt und habt dabei ein Vermögen in einem Glasschrank und eines in einem eisernen Safe und alles für den Jungen. Oder für einen Einbrecher, dem es einfällt, hier einzusteigen."

"Hedor ist nun einmal so... An dem änderst du nichts mehr..."

Marga schloß das Safe, hing das Bild wieder darüber.

Draußen wird ein Hupen laut. Das Signal eines Autos.

"Das ist das Auto", rief Bianca. "Nun rausch in die Mäntel. Hast du keinen Abendmantel? So nimm einen von meinen. Hier!"

Sie zog eine Schublade des Koffers auf und warf Marga einen silbergrauen, hermelingefütterten Brokatmantel über die Schultern und schlüpfte selbst in ihren grauen Fehmantel...

Es hatte aufgehört zu regnen. Es tropfte nur noch aus schwerem, wolkenbehängtem Himmel. Durch die Straßen ging's in rasender Fahrt. Die weichen Waldwege verwandelten sich in hart gepflasterte Straßen, dann in spiegelndes Asphalt, auf dem Regenlachen glänzten, Laternen glitten reihenweise vorbei, glichernde Lichtstrahlen öffneten sich, die in die schwarze Nacht wuchsen und sich in der Ferne sammelten zu einem Lichtmeer...

Sie fuhren vor dem großen Hotel vor, das bis unters Dach erleuchtet war. Eine Reihe Autos hielt vor dem Portal. Sie sah Damen in hellen Abendmänteln aussiegen, die an der Seite ihrer Männer in das Hotel gingen. Eine Gesellschaft, dachte Marga. Früher bin auch ich hier vorgefahren, und ein Platz an der Kristall-

funkelnden, blumengeschmückten Tafel erwartete mich. Vorbei, für immer.

Bianca fragte den Portier nach den Herren.

Sie seien schon nach dem Klub gefahren, sagte der betreute Würdenträger. Ein Zimmer für sie sei bestellt, aber noch nicht frei.

Das Hotel war bis zum Dach besetzt.

Bianca ließ sich den Leiter des Hotels kommen. Währenddessen sah sich Marga um... Dieses ständige Kommen und Gehen in der elegant und behaglich eingekreisteten, blumengeschmückten Halle war für sie ein Schauspiel. Kleine Türen öffneten sich und ließen fortwährend Reisende hinein und hinaus. Damen mit festlichen Frisuren, wehende Reiher im Haar, blickende Diademe über der Stirn, fuhren zum Theater oder zu einer Gesellschaft. Sie hatten gefärbtes Haar, waren stark geschminkt und sahen reich, elegant und gepflegt aus. Alle wohnten sie in diesem Luxushotel, bequem, behaglich, ungefähr, konnten ihren Neigungen leben, sich ihren Tag einrichten, wie sie wollten. Wessen Gattinnen mochten sie sein? Und diese Männer, die eintraten, brutal und blaßiert, den steifen Hut im Nacken, eine Zeitung bei dem Zeitungsverkäufer erstanden, die sie im Gehen entfalteten, diese glattgestriegelten Dandys mit den hellen Gamaschen, den modernen Mänteln, eben vom Friseur kommend, pomadiert, parfümiert, gepudert, was konnten das für Männer sein?

Sie strengte sich an, Nationalität und Stand festzustellen. Kaufleute? Ingenieure, Fabrikanten, Industrielle, Reisende, Agenten?... Viel Ausländer waren darunter. Sie hörte tschechisch, englisch, russisch... Woher hatten diese Russen noch das Geld, in solchen Häusern zu wohnen? Die Blumenfrau machte Geschäfte, die Herren kaufsten ihr große Strauß Rosen und Rivieraveilchen ab, die sie verhüllt mitnahmen für ihre Damen.

Seit wann habe ich keine Blumen mehr bekommen? dachte sie. Welcher meiner Bekannten hat noch Mittel, einer Dame Blumen mitzubringen?

Bianca hatte endlich ihr Zimmer bekommen. Sie befahl ein Auto. Der kleine Listjunge lief unter die Rampe, ein heller Pfiff, und ein blaues Auto stand vor dem Portal. Der dicke Portier, der seinen Regenschirm über ihre Köpfe hielt, geleitete sie bis an den Wagen. Bianca drückte ihm eine Mark in die Hand...

Sie lauschten dahin. Erleuchtete Koffees, aus denen blauer Rauch quoll, menschenüberfüllte Lokale, und neben ihnen glitten die Autos in langen Reihen dahin auf den regennassen Straßen. Auf den Dächern schrien und kreisten die bunten Reklamen, schrieben Worte in die Luft, in den Himmel...

In die Oper strömten die Menschen, lange Auto-reihen hielten vor dem erleuchteten Haus. Einzelne Geführte überquerten eiligst den breiten glatten Damm.

Schuhleute, die ihren Arm erhoben... Straßenbahnen schoben sich vorsichtig durch enge Gassen, an den Enden wurden Zeitungen ausgerufen, Nachrichten aus aller Welt, Litfaßhäuschen standen dicht, behäbig und bunt, eingerammt in breite Plätze, umdrängt von Menschen

„Nun, so schlecht kann's uns doch wahrhaftig nicht gehen“, meinte Bianca. „Dieser Abendbetrieb, diese Menschenfülle überall, im Hotel hieß es schwer, ein kleines Zimmer zu bekommen, alles überfüllt, eine Ausstellung, ein Rennen, ein Zirkus, ein Boxkampf, was weiß ich, was sie herzieht . . . Das ist hier wie überall.“

„Aber wer sind denn alle diese Menschen, die sich aus dem Krieg so viel gerettet haben, daß sie so leben können, abends ausgehen, in Cafés herumstehen, morgens Museen besuchen . . . und am Tag auf Hoteldiesen tanzen.“

„Ich weiß es auch nicht“, sagte Bianca. „Sie sind aber da und geben das Geld aus . . . es ist schließlich besser, wenn sie das Geld ausgeben, als es im Stroh zu verstecken. Was wolltet ihr machen, wenn Deutschland nur aus Schiffbrüchigen bestünde?“

Das ist wahr, dachte Marga . . . Aber wer möchten die anderen sein?

Sie schienen in ein neues Viertel gekommen zu sein. Ministerwohnungen mit stillen, leblosen, kühlen Vor-gärten, unbewegliche Wachen vor dem Eingang. Das Auto durchquerte einen Lustgarten, bog in eine enge, dunkle Straße ein und hielt vor einem ruhigen Haus.

„Ist hier der Club?“

„Ja, hier.“

Sie stiegen aus, Bianca berührte die Schelle. Aus der Tür trat ein Herr im Frack.

Bianca gab ihm eine Karte. Mit einer Verbeugung ließ er sie eintreten. Ein strahlend erleuchtetes Vestibül, rechts und links Garderoben, rote Teppiche, rote Tapeten, vergoldeten Stück . . . Gemurmel von Stimmen drang aus den oberen Räumen.

Sie gaben die Mäntel einem Lakaien in der engen vollgehängten Garderobe, und nach einem raschen Blick in den Spiegel nahm Bianca ihre Freundin unter den Arm . . .

Als Marga an der Seite Biancas den hohen, hellen, lichtstrahlenden Saal betrat, mit leuchtenden Augen, angeregt, neugierig und etwas geblendet von der Fülle des Lichtes, das sie in diesem strahlenden Saal empfing, schlank und groß, bemerkte sie, daß alle Blicke sich nicht auf Bianca, sondern auf sie richteten. Die Männer stellten die Seftgläser hin, die Frauen hoben die Lorgnetten. Wer ist das?

In ihren Kreisen wäre sie nie aufgefallen. Eine Erscheinung, gut gewachsen, schlank, mit reinen Farben, nicht zu großen, aber strahlenden Augen, wohlgeformten, feinen Händen und schmalen Füßen, eine Gestalt, die man sich sehr gut auf einem Pferderücken denken konnte, als Diana auf der Jagd. In diesem Kreise fiel sie auf. Nicht wegen ihrer Eleganz, die hier nichts Besonderes bedeutete, sondern durch etwas, das man hier selten zu sehen bekam.

„Wie schlank!“, murmelte eine staribusige Holländerin, in ein weiches Spitzenkleid gepreßt, die ihre Leibesfülle mit allen Wassern und Kuren zu vermindern suchte, ohne sie zu händigen.

Prinzessin Bianca hatte ihr Äußerstes längst diesem exotischen, mondänen Kreise angepaßt. In dieser Umgebung war sie zu Hause.

Aber diese junge Frau. Ohne klassisch schön zu sein oder das Versöhnerische zu haben, das Frauen anhaften, die viel geliebt worden sind, fiel sie hier aus dem Rahmen. Sie war hier ein Eindringling . . . für die anderen . . .

Sie erinnerte sich, ein ähnliches Gefühl gehabt zu haben auf einer Reise in dritter Klasse. Man hatte sie angestarrt trotz ihrer einfachen Kleidung . . . und ein Jüngling mit rotem Haarschopf hatte sich befleißigt, giftige Worte fallen zu lassen über Leute, die früher erster gefahren und sich herabzulassen gezwungen seien, in der dritten zu Jahren und bald viertter reisen würden. Sie hatte damals nicht geahnt, was den jungen Mann so gereizt haben konnte. In diesem Augenblick wußte sie es . . . Es war die feindliche Abwehr einer fremden Klasse . . .

„Ah, da sind die Damen endlich . . .“

Zwei Herren erhoben sich von einem kleinen gedeckten Tisch, der in einer Fensternische stand . . . Beide im Frack, stattlich und sehr groß, der eine blond, schon etwas

kahl, mit beginnendem Embonpoint, der andere mager, dunkel, sehr elegant, schwarzes Bartchen, etwas stechende schwarze Augen . . .

„Wir kommen vom Ende der Welt“, Bianca zog die Handschuhe aus und warf sie in einen Sessel.

„Nun, dann werden Ihnen die Austern schmecken“, meinte der Amerikaner.

„Ja, die haben wir verdient und gleich Sekt, wenn ich bitten darf, ich bin halbtot.“ Sie machte die Herren mit Marga bekannt. „Das ist mein alter Freund Jo, und das der berühmte — oder soll ich sagen — berühmteste Bräut? Und diese schöne Frau habe ich heute aus ihrer Höhle befreit, nachdem der Hatter selbst die Flucht ergriffen hat —“

(Fortsetzung folgt.)

Waldrauts letzte Stunde.

Von Eduard Wienrich (Magdeburg).

Die Abendschatten des Frühlingsstages haben Wald, Feld und See in einen dichten Schleier eingeworfen. Der Wind ging schlafen. Über dunkler Wasserfläche liegen graue Dämpe. Der Kiefernforst auf mägiger Anhöhe bildet eine einzige schwarze Masse, vor der nur noch leicht die weißen Stämme der Birken zu erkennen sind. Von hoher Pappel flöte eine Amsel ihr leutes Lied in die Schlummerstunde hinein, dann verschweigt auch sie, und es herrscht Frieden, tödlicher Frieden ringsum.

Am Hange des Seufers zwischen Kiefern, Alasien und allerhand Buschwerk liegt ein Fuchsbau. Hell leuchtet der weiße Sandhügel vor der schwarzen Einfahrt, aus der sich der Kopf eines Fuchses hervorschaut. Waldraut, die alte Fähe vom Geschlecht der Brandfächle, hat Mutterjörgen. Es ist nicht leicht, fünf hungrige Mäuse zu stoppen, besonders jetzt nicht, nachdem die Hochwassersituation des Vorjahrs und das naßkalte Frühjahr die Feldmäuse so ziemlich ausgerottet haben. „Vielen Mäuse, — viel Hasen!“ sagt der erfahrene Jäger, weil er weiß, daß die Junghasen in einem „guten“ Mäusejahr weniger als sonst unter der Raublust des Fuchses zu leiden haben.

Waldraut sitzt vor Malepartus, äugt scharf in die Dämmerung und windet nach allen Seiten. Als sich nichts Verdächtiges feststellen läßt, setzt sie sich auf die Keulen und kratzt sich nach Hundeart erst einmal ergiebig den Baalg, weil sie Flöhe hat, unähnliche Flöhe, die ihr und ihrem Nachwuchs das Leben sauer machen. Dann schnürt sie den Gang hinunter, hart am Ufer entlang, bis zur alten Pappel, wo zuletzt die Amsel sang. Hier macht sie plötzlich Halt, denn es riecht wundersam nach Entenbraten. Zweimal hat sie es schon vergeblich versucht, einen der delikaten Vögel zu erwischen. Das Wasser löst ihr im Gange zusammen, als sie, dicht ins scharfe Schilfgras gedrückt, den Kopf leicht erhoben, in den Rohrwald starrt. „Du bist mir nah — und doch so fern!“ — mag sie denken, als sie behutsam ins Wasser steigt. Aber kaum hat sie die ersten harten Rohrstengel berührt, da quält die Entenmutter, die auf ihrem Gelege saß, auch schon wie besessen auf, und knatternd saust sie davon. — Am Ufer schüttelt sich Waldraut das Wasser aus den Haaren und schleicht den See zur Linken das Tal entlang. Sie nimmt sich fest vor, den Entvogel, der das Gras wachsen hört und der auf jeder Feder ein Auge hat, künftig in Ruhe zu lassen. Aber satt ist sie bei dem Gedanken jedenfalls nicht geworden, deshalb greift sie sich einen labberigen Frosch, und weil der gar nicht schön schmeckte, sucht sie sich von herabhängenden Weidenzweigen elliche Mailläser als Nachspeise ab. Dann geht es über den Damm, der quer durch den langgestreckten See nach dem Felde führt.

In der Furche zwischen zwei Saatstücken schnürt die alte Füchsin entlang. — Zu Stein erstarrt sie plötzlich, als ihr die laute Nachtluft eine wohlbekannte, süße Witterung zuträgt. Ganz klein ist die Alte geworden, Zoll für Zoll schiebt sie sich auf dem Bauche voran. Nun liegt sie wie ein Kloß fast vor, kein Haar röhrt sich, nur der Unterkiefer macht leise kauende Bewegungen, und weißliche Geschmadsfäden tropfen zur Erde. Vor Freigier leuchten die Augen phosphorartig, — ein Satz und „gäf, gäf, gäf“ — sät — gäf“ schnurrt ein Rebhuhnpaar auf und davon. Waldraut spukt verdrießlich die Stoßfedern des Herrn Gemahls aus. Es will heute mal nicht gehen, — nichts glüdt. Trotzdem streicht sie durchs Feld kreuz und quer. Endlich erwischte sie noch zwei Feldmäuse am hochgelegenen Elbdamm, die sie für alle Fälle für ihre Kleinen aufbewahrt und im Gange mit sich herumträgt.

Nach Osten zu wird es heller, und richtig wäre es wohl, den Heimweg anzutreten. — Wenn der Roggen auf der großen Breite erst noch höher gewachsen ist, will sie ihre Sippeschäfts dorthin führen; da ist man sicher und wohlb-

geborgen, und die kleine Bande wird dort eher selbständiges als im Bau.

Im weiten Wiesengelände liegt ein einzelnes Gehöft, aus dem sich Waldrat früher manches Huhn weggeholt hat. Aber das dumme Hühnervolk, das sonst immer in aller Herrgottstrübung auf den Wiesen spazieren ließ, kann nicht mehr heraus, denn Hof und Garten sind von dem Bauer mit Maschendraht eingegittert. Sie weiß das, und trotzdem treibt sie die Erinnerung an vergessene Tage hin. Sie umschleicht gewohnheitsmäßig das Bestäubtum.

Dicht am umfangreichen Weißdornbusch reist es sie auf einmal herum, ein gewaltiger Satz, und ehe die Henne, die hier auf eigene Faust ihr Wochenbett aufschlug, einen Laut von sich geben kann, ist ihr auch schon der Hals durchgebissen. Sie flattert und stampft noch eine kleine Weile, indes die Kinder entweder vor Schrecken starr im Neste hocken bleiben, oder ins hohe Gras flüchten, — dann liegt sie still. Die jungen, bunten Dinger werden mit Leichtigkeit gefangen, und trotz allen vierenden Protestes an Ort und Stelle aufgefressen. — Der Hoshund aber, der Unrat gemerkt hat, macht jetzt einen Mordsspektakel, deshalb nimmt Waldrat nach beendeter Göttermahlzeit die Henne auf und ist bald darauf in den grünen Saatfeldern verschwunden.

Rot glüht es am östlichen Horizont. Jubilierend steigen die ersten Lerchen der Sonne entgegen. Bläser werden die Sterne und jenseits des Wassers singen die Amseln, ruft unermüdlich der Kuckuck. Am Seedamm sind schon etliche Männer mit Fischereigerät und Angelzeug erschienen. Da merkt Waldrat, daß ihr der Weg abgeschnitten ist. Lange Zeit noch liegt sie auf der Lauer, aber als sie sieht, wie sich einige Anglersleute in der Nähe des Übergangs aufgebaut haben, und anfangen, aus kurzen Pfeifen dicke Wölfe zu rufen, weiß sie, daß weiteres Abwarten keinen Zweck hat. Sie denkt an ihre hungrigen Kleinen, nimmt ihren Raub wieder auf, wirkt sich still und heimlich ans Ufer, durchquert den Rohrbestand und schwimmt hurtig dem anderen bewaldeten Ufer zu.

Aber sie wird bemerkt, denn einer der Männer ruft seinem Kameraden auf der anderen Seite zu: „Achtung, da kommt ein Hund!“ — „Hat sich was mit deinem Hund, das ist ja ein Fuchs!“ schallt es zurück, und Steine und Erdklumpen fliegen nach dem Tier, das schleunigst kehrt macht, drüber aber ebenso empfangen wird. So geht das nun dauernd hin und her. Ein Junge, der vom nahen Dorfe kommt, wird zurückgeschickt, um den Jagdvächter zu holen.

Die arme, geplagte Füchsin scheint von allen guten Geistern verlassen zu sein, denn bei einem rechtzeitigen Durchbruch wäre sie sicher auf und davon gekommen. Aber eine heillose Angst hat sie gepackt, längst schon hat sie ihre Beute fallen lassen, nur das nackte Leben will sie retten! Immer schwächer werden ihre Bewegungen; man sieht jetzt nur noch den Fang und die kurzen Gehöre aus dem Wasser ragen; sie ist am Ende ihrer Kraft. Nicht lange mehr wird es dauern und die Tiefe hat sie verschlungen.

Da kommt eiligen Schrittes der Jagdvächter heran, die mit grobem Schrot geladene Doppelslinke in den Händen. Man lädt Waldrat durch den Rohrwald ans Ufer kriechen, wo sie aus nächster Nähe durch einen Schuß auf den Kopf ins Jenseits befördert wird.

Ein unrühmliches Ende!

Die Toteninsel.

Von Walter v. Rummel.

Nicht von der Toteninsel Böllins will ich erzählen. Um ihr schönes Urbild flutet heiter das Leben. An dem ionischen Felsenland vorbei fliegen, flattern die beweglichen, schwarzen Rauchfahnen der Dampfer, die möwenweisen Segel der Handelsschiffe, die vogelbunten Lappen der Fischerdarken. Über die blaue, freundliche See winken die Oliven, lächelt die schwere Fruchtbarkeit Korfu über.

Meine Toteninsel aber schwimmt völlig verlassen, ein vom Sturm getrocknetes und auf die Woge geworfenes gelbes, halbweltes Palmenblatt, mitten in der Unendlichkeit des Stillen Oceans. Niemals sieht sie den Bug eines Dampfers. Vielleicht ein paarmal im Jahre kommt ein kleiner, elender Sealer, wirkt, um Wasser und Kokosnüsse zu holen, auf wenige Stunden Anker. Von der lauten, wirlenden Welt aber verzerrt sich kaum der leiste verblasskte Kläng unbestimmter Kunde hierher.

Steil und hoch, mauer- und burgartig türmen sich die Innens schwarzer Felsen und scharf geschliffener Klippen empor. Gelblich, von der selbst den Südländsbäumen allau heißen Sonne erdtrockelt, ersticken, verschmachten die Kronen der Palmen. Glasige, verbrennende Siedeluft flimmert wie flüssig gewordenes Silber um die ausgedornten Blätter. Noch im Tode rufen sie nach Nachtluft und Regen. Kein Mensch am Strand, und, wenn du in die Insel eindringst, wiederum

kein Mensch. Ein kleiner, hellfarbiger Hirsch mit starkem Geweih geht vor deinen Schritten auf, ein Rudel Wildschweine trotzt tiefer in den schügenden Busch hinein. Weiter! Dunkle Höhlen tun sich in tiefschwarzen Bergen auf. Befner, der Wurm, könnte hier wohnen, eine Herde vorstinkflutlicher Riesenalligatoren reichlich Raum für die plumpen Körper finden. Aber nur ein in seinem Tageschlaf gestörter, aufgescheuchter fliegender Hund hastest eilig davon, streicht dir wie eine gewaltige Fledermaus dicht am Ohr vorbei. Nun zieht er, hoch im Blauen, um die höchste Spitze einer alle anderen Bäume überragenden Bongopalme schweigend seine langgezogenen Kreise. Kein Laut ringsum. Toteninsel.

Erst nach langer Wanderung glückt es, endlich eine kleine, ärmliche Siedlung zu finden, Holzhütten. Sie stehen auf Pfosten, die von der weißen Ameise ausgehöhlt sind. Einige Hühner häuten umher, zerzauste, federnlose, magere, von der Sonnenglut halb aufgezehrte Hühner. Sie gackern nicht und der Hahn kräht nicht, bläht und brüsst sich nicht stolz, kriecht müde wie seine Hühner am Boden hin. Ein Hund, der nicht bellt, den Schweif einsieht, sich unter eine Hütte versteckt. Niedje, gelbbraune Kinder, die still und scheu davonschleichen. Erwachsene, in feierliches Weiß gekleidete Menschen. Sie reden alle nur leise, scheinen keine laute Stimme zu haben. Verzaubert, unwirklich ist das alles, als ob es mit der flachen Hand aus dem Auge wegweischt werden könnte und dann niemals gewesen wäre. Unheimlich scheint in dem geisterhaft hellen Lichte der Mittagssonne der ganze Ort. Ein Dorf Menschenlos, die auf den weißen Asphodeloswiesen des Hades dahinschwimben. Toteninsel...

Rota heißt die Marianeninsel, von der ich spreche. Rota? Selbst der Name des Eiland, das zwischen dem früher deutschen, jetzt japanischen Saipan und dem amerikanischen Guam gelegen ist, dürfte den wenigsten bekannt sein. Dem geschulten Geographen sagt er allerdings nichts Neues. Dem es ist schon lange her, daß die Insel entdeckt wurde. Anfangs des 16. Jahrhunderts, von Elcano, dem Gefährten und Nachfolger des berühmten Magalhaes.

Den Kreiwohnern Amerikas brachte die Bevölkerung mit den landenden und eindringenden Europäern unsägliches Elend. Aber viele von ihnen konnten sich gewaltsamem Tode durch eilige Flucht entziehen. Nicht so die Eingeborenen der Marianen, die Chamorros. Sie konnten nicht von ihren Inseln wegfliegen. Für sie bedeutete die Bevölkerung mit den Weißen die Vernichtung. Bereits mit ihrer Bekämpfung begannen die ersten Schwierigkeiten. Der Adel des Landes, noch nicht reif für den Gedanken der Hohen und Niedere umfassenden Gottesgemeinschaft, erhob dagegen Einwurk, daß auch das Volk die Sakramente gespendet bekomme. Die Unlöslichkeit der Ehe, die von den spanischen Mönchen gepredigt wurde, haben die Inselleute, die Ehemänner, als schweren Eingriff in ihre höchstpersönlichen Rechte an. Die Junggesellen wiederum wehrten sich gegen die Aushebung ihrer Versammlungshäuser, in denen sie mit den schönsten jungen Nädchen ein ungebundenes Leben führten. Die Meinungsverschiedenheiten wurden mit den Waffen ausgetragen. Kampf mehrerer Menschenalter. Dann Seuchen und Hungersnot. Endergebnis: Ein Volk von 100 000 Köpfen ist auf fast ganze 4000 zusammengeschmolzen.

Die letzten freien Chamorros aber verließen ihre prächtigen, auf hohen Korallensteinsäulen stehenden Häuser, flüchteten sich nach Rota, suchten, wie der Hirsch der Insel, vor den Hunden, Schutz und Zuflucht vor dem verfolgenden Weißen im unwegsamsten Busch, in den zerklüfteten Bergen, ihren versteckten und schwer zugänglichen Höhlen. Doch ihrer allzu viele haben sich nicht gerettet, und diese wenigen leben in elenden Hütten. Vergessen haben sie in der langen Zeit der Bedrückung alte ihre früheren Künste und guten Eigenschaften. Sie verstehen es nicht mehr, ihre valastähnlichen Häuser zu bauen, sind keine tübnen Seefahrer mehr. Trost und Mut des Kriegers ist vergessen, alle Freiheitsliebe erloschen.

Wie ein Alydrus lag es auf mir, so lange ich in Rota weiste. Die tiefe Schwermut, die über dem Eiland lag, wollte sich auch auf mich herabsetzen. Ich atmete erst auf, als freier Raum zwischen mir und der Insel lag, als mein weißes Schiff fröhlich von neuem durchs Blaue stampfte und ein frischer Seewind die Wasser fräuselte.

Ein letzter Blick zurück. Erstarrt liegt das Eiland in glühender Sonne. Schublos ihren mächtigen Strahlen preisgegeben. Kein Mensch, kein Tier zu leben auf Rota, der Toteninsel, nicht am Strand, nicht in den Bergen. Eine Klippe, die schon viel gelehrt in der Zeit, neigt sich mit schwarzem, uraltem Steinernen Antlitz sorgenvoll nieder zur wellen Palme im sterbenselben Gesicht, erzählt ihr viel ernste, schwere Geschichten aus längst dahingegangenen Tagen. Dumpl spielt die brandende Uferwelle, spielt das unendliche Weltmeer, mit leisen Fingern auf der tausend-saitigen Harfe dunklen, rinnenden Sandes die Begleitmelodie zu den Sagen und Märchen.

Die Welt der Frau

Natürliche Atmung, der Weg zur Gesundheit.

Ein Wink für das Wochenende.

Hinaus ins Freie, Wochenende, Sport, Ausspannung — das sind die Schlagworte des Tages und niemand wird die Berechtigung dieser neuen Forderungen bestreiten. Ist es doch eine nicht absulegnende Notwendigkeit, daß auf Tage intensiver Arbeit ein Ausruhen folgen muß, daß der Körper das Bedürfnis hat, als Gegengewicht zu der verstaubten und verunreinigten Atmosphäre der Arbeitsstätten in freier Natur dem Organismus jenes Maß von frischer Luft, Licht und Sonne zuzuführen, das zur Gesundheit jedes Menschen unbedingt erforderlich ist.

Da werden dann von allen Seiten die verschiedensten Ratschläge erteilt, wie dieses Ausspannen des Körpers, dieses Kräftesammeln möglichst zweckdienlich unterstützt werden kann. Sport, sagen die einen, Gymnastik im Freien, rufen die anderen. Doch bei allem darf nicht übersehen werden, daß es einerseits viele Menschen gibt, denen aus gesundheitlichen Gründen Sport und Gymnastik verboten sind, daß andererseits ein großes Heer von Menschen vorhanden ist, die sich aus rekulären Gründen den Sport versagen müssen. Und auch für diese ist die Möglichkeit gegeben, dem Körper die richtige Erholung auszuführen, ja darüber hinausgehend, im täglichen Leben den Organismus zu stärken und widerstandsfähiger zu machen. Natürliche Atmung! „Als wenn wir nicht natürlich atmen, so eine Selbstverständlichkeit!“, werden viele sagen. Im Gegenteil, denn wenn es so wäre — die Menschheit wäre bei weitem gesünder, kräftiger — natürlicher. Der Atem ist nicht das Einfachste, wie die meisten denken, er ist das A und O der Gesundheit, er ist das Leben schlechthin. Sobald der Atem einsetzt, beginnt ein neues Erdenleben, sobald er aufhört, den Körper zu durchströmen, können wir nicht mehr von Leben sprechen. Aus den ältesten geschichtlichen Überlieferungen können wir ersehen, welchen Wert die Alten diesem Teil der Gesundheitspflege beimaßen, sie hatten noch keine so tiefegehende Kenntnis von Medizin und Medikamenten wie wir — sie heilten alles durch den Atem. Daß diese Idee absolut nicht sinnlos ist, wird wohl am schlagendsten dadurch bewiesen, daß allen Naturvölkern Krankheit und Schwäche fremd sind; erst mit wachsender Kultur, mit der Einengung des Körpers durch alle möglichen und unmöglichen Kleidungsstücke, mit der fortgeschrittenen Zivilisation begann der menschliche Körper von der ursprünglichen Norm abzuweichen und empfänglich zu werden für Krankheiten aller Art.

Natürliche Atmung! Dies sollte jeder anstreben, der Wert auf Gesundheit, Natürlichkeit und Wohlbefinden legt. Da wird schon in der Schul-Turnstunde die Parole ausgegeben: Das Kreuz durchdrücken! Schon mit dieser Haltung, dieser gewollten Frazezeichen-Zigur ist der Grund gelegt für eine gefälschte, absolut falsche Atmung. Der Körper soll gerade, aber locker und natürlich bleiben, so daß der Atemstrom in langen Zügen unbehindert bis hinab in die Bauchhöhle fließen kann. Gerade in freier Luft, in den Tagen der Ausspannung, sollte jeder sich selbst beobachten und sich bemühen, seinen Körper auf die einfachsten natürlichen Funktionen der Atmung einzustellen. „Atmen lassen — nicht atmen“ soll hierbei der Leitsatz sein, dann wird Wochenende und jede Ausspannung zur durchdringenden Erholung für den Organismus werden. Im Dom-Verlage M. Seitz u. So., Augsburg, ist vor kurzem ein außerordentlich wertvolles Werk unter dem Titel „Das Hohelied vom Atem“ von Dr. med. J. L. Schmitt erschienen, das die Bedeutung der natürlichen Atem-Funktionen eingehend behandelt. Gleichzeitig gibt das Buch Anleitungen mit Bildern zu den zweckmäßigsten Übungen, um den menschlichen Organismus zurückzuführen auf das Wissen und Können der Alten. Man darf wohl sagen, daß das vorliegende Werk in hervorragender Weise geeignet ist, hinzuweisen auf die durchgreifende Bedeutung der einfachsten Funktionen unseres Körpers, die Atmung, deren Bedeutung noch längst nicht genügend anerkannt wird. Es ist längst nicht getan mit Sport und Gymnastik im Freien, der Erfolg ist gleich Null, wenn nicht das Lebenselement, der gesundheitsfördernde, natürliche Atem, das Wollen unterstützt.

Josephine Schulz.

Hauswirtschaftliche Berufsausbildung.

Der Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine betrachtet als wichtigste Aufgabe die Erziehung der weiblichen Jugend für die Hauswirtschaft. Hauswirtschaftliche Ausbildung für jedes deutsche Mädchen ist eine alte Forderung der deutschen Hausfrauen, die lediglich in der Kriegs- und Nachkriegszeit der handwerklichen und gewerblichen Berufsausbildung das Feld räumen mußte, da oft der Verdienst der Jüngsten den übrigen Familienmitgliedern den Kampf ums Dasein erleichtern mußte. Die Not des deutschen Volkes hat gelehrt, daß eine grundlegende hauswirtschaftliche Ausbildung für den volkswirtschaftlich wichtigsten Beruf der Hausfrau und Mutter heute unentbehrlich ist; der Ruf der deutschen Hausfrauen nach einer planmäßigen Ausbildung ihrer Töchter kann deshalb nicht mehr verstummen. In Bremen ist bereits für alle Mädchen, welche nach acht Jahren die Schule verlassen, ein hauswirtschaftliches Schuljahr obligatorisch; in Ostdeutschland bildet die hauswirtschaftliche Ausbildung der heranwachsenden Jugend das Hauptgebiet der Tätigkeit der Hausfrauenvereine (durch Vermittlung von Lehrstellen, Kurse, Abendschulen usw.). Aufgabe des R. D. V. ist es nun mehr, dafür zu sorgen, daß auch andere Städte die gleichen Wege gehen, und daß die bestehenden Berufsschulen so ausgebaut werden, daß sie die Aufgabe einer planmäßigen hauswirtschaftlichen Ausbildung der weiblichen Jugend besser erfüllen können, als es bisher vielfach möglich war. Es gilt, das Bestehende auszubauen, wobei nicht vergessen werden darf, daß die jungen Mädchen meist für einen Doppelberuf ausgebildet werden müssen, daß man also keine einseitigen Forderungen erheben darf. Jedenfalls aber ist für jedes junge Mädchen neben bzw. vor der Ausbildung für den Erwerbsberuf eine Schulung in ihrem natürlichen, dem Hausfrauenberuf, unerlässlich. Sie wird nie zum Schaden sein und im Gegenteil auch außerhäuslich noch oft Nutzen bringen.

Rohkost aus dem Küchenzettel.

Der Wert der Rohkost wird erst seit kurzem in steigendem Maße auch von der Allgemeinheit erkannt, und die Vorliebe für roh zu genießende Nahrungsmittel wächst. Für die Hausfrau ist dies auch insofern von Bedeutung, als hiermit eine oft beträchtliche Zeit- und Arbeitserspartie für sie verbunden ist, die sie dankbar hinnimmt, und die ihr wohl zu gönnen ist. Das Frühjahr bringt ja bereits allerlei Möglichkeiten, um den rohkostlerischen Küchenzettel abwechslungsreich zu gestalten.

Die Zeit der Kohlalate s. B. freilich ist wohl soziell vorbei, aber dafür erfreuen wir uns des jungen Schnittlauchs, der Kresse und des Koolsalats. Erstere beiden sind auch ohne weitere Zubereitung nur auf Butter schnitten gestreut und mit etwas Sals eine angemessene Frühstück- oder Abendkost, wie auch die seltener Brunnentresse, das sarte Radieschen und der etwas herbere Rettich. Das Sellerieknoten, ganz feinblättrig, geschnitten und mit Sals bestreut, auf Butterbrot fast ebenso gut schmecken, wie der teuere sog. englische Bleichsellerie, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Bald kommen nun auch der sarte, junge Kohlrabi, wie die jungen Karotten, beides Lederbissen für den Rohkostler. Die Tomate liefert uns das „vegetarische Beefsteak“, dem man, will man nicht ganz „fleischlos“ leben, ja auch das echte Rohgekochte zugestellen kann. Doch tut man hierbei gut, sich die betr. Fleischmenge unzerkleinert zu kaufen und daheim selber durch die Sadmaschine zu geben. Auch auf den Käsequark als willkommene und bekömmliche Bereicherung des Rohkost-Speisezettels sei hingewiesen, und zwar auch auf seine Bereitung als Süßspeise. (Durchröhren mit süßer Sahne, geriebenem Schwarzbrot und Zuder, evtl. Zugabe von Fruchtgelee.) Mit den wärmeren Tagen wird sich auch dann das Verlangen nach Fruchtsuppen und Milchsäften melden, die schnell bereitet, gesund und wohlfeil sind.

Kleine Nachrichten aus dem Frauenleben.

Ein Abendgymnasium auch für Frauen wird im Herbst dieses Jahres in Berlin eröffnet. Die Teilnehmerinnen müssen abgeschlossene Volksschulbildung nachweisen können, im Berufsleben stehen und dürfen nicht unter 18 Jahre alt sein. Das Schulgeld beträgt halbjährlich 10 Mark, Bücher usw. werden bei Bedarf unentgeltlich beschafft. Anmeldungen an das Luisen-Oberlyzeum Berlin, Ziegelstraße 12.